



SARNER KOLLEGI CHRONIK

32. JAHRGANG 1 / 1970

Ostern

Ostern des Herrn, Ostern, abermals will ich Ostern sagen der Dreieinigkeit zu Ehren. Das ist für uns das Fest der Feste und die hohe Feier aller Feiern, so sehr allen übrigen voranleuchtend wie die Sonne den Sternen. Gestern wurde das Lamm geschlachtet und die Türpfosten mit Seinem Blute bestrichen. Aber an uns ging vorüber der Würgengel und wir wurden durch Sein kostbares Blut beschützt.

Dem, Der für uns gelitten hat und auferstanden ist, lasset uns Gaben opfern! Ich rede nicht von Gold oder Silber. Vielmehr laßt uns selbst zum Opfer bringen, als teuerste Schätze für Gott. Geben wir die Zier des Abbildes dem Urbild zurück, erkennen wir unsere Würde, kommen wir unserem Vorbild in Ehren nach.

Seien wir wie Christus, da auch Christus wie wir. Werden wir göttlich Seinetwegen, denn auch Er ist unsertwegen Mensch geworden. Er nahm das Geringere an, um Besseres zu geben. Er ward Bettler, um uns reich zu machen. Er nahm Knechtsgestalt an, damit wir frei würden. Er stieg hinab, damit wir erhoben würden. Er ward verachtet, um uns Ruhm zu schenken. Er starb, um uns das Heil zu bringen. Schenken wir alles Dem, opfern wir alles Dem, Der sich hingab als Preis für unsere Erlösung und als Sühnopfer für unsere Schuld. Es kann aber nichts so Wertvolles geben, als wenn wir uns selbst hingeben und so Seinetwegen alles werden, was Jener unsertwegen geworden ist.

Aus einer Osterpredigt des heiligen Gregor von Nazianz



Fernsehen und Einsicht

Gedanken zum Benediktsfest

Selten war eine Zeit so schaulustig wie die unsrige. Das Fernsehen könnte als Symbol unserer Generation gelten. Selbstverständlich nutzten die Menschen schon immer in lebendiger Weltoffenheit das Auge, den höchsten ihrer äußern Sinne, aber ebenso leicht vergaßen sie auch immer wieder, daß sie noch ein anderes Auge haben, das *geistige*! — Und heute? Kino und Tonfilm appellieren berechnet und raffiniert an das Auge, zu oft auf Kosten des Verstandes. Unsere Fußballstadien stellen selbst das Stadion zu Olympia und das Amphitheater des alten Rom in Schatten, die beide immerhin auch noch kultischen Charakter trugen. — Das Schauen rückt immer mehr an die Stelle des Denkens. Unsere Schaufenster und Reklamen profitieren aus dieser Tatsache. Sogar die Natur wurde zu einem einzigen Riesenschaufenster, seit Sessellift und Schwebebahn eine schaulustige Menge in die Aussicht verfrachten.

Aber auch schon immer trugen *weitblickende* Menschen Bedenken gegen zu große Schaulust. Sie wußten und warnten, daß Weitblick nicht unbedingt «Fernsehen» sein muß, weil Weite und Ferne in aller nächster Nähe liegen können. — Als man mit der anbrechenden Renaissance anfang, der *Aussicht* wegen auf die Berge zu steigen, stimmte das schon damals *einsichtige* Menschen besinnlich. Jedenfalls dem 32jährigen Petrarca ging es so, als er meinte, es der neuen Mode gleich tun zu müssen. Er stieg auf den Mont Ventoux in der Provence und war auch tatsächlich für den Augenblick von der Weite der Sicht beeindruckt. Dann aber griff er in die Tasche und zog, auf einer Bergtour seltsam genug, ein Buch hervor um zu lesen. Es waren die «Bekenntnisse» Augustins, die er immer bei sich trug. Auf Geratewohl schlug er auf und traf die Stelle: «Da gehen die Menschen hin und be-

← St. Benedikt. Spätgotische lebensgroße Holzfigur. Dr. med. Otto Küng († 21. März 1968), Luzern, erwarb sie 1954 in Diessen am Amersee und schenkte sie 1955 dem Kollegium, wo sie im Kapitelsaal in der Nische der Ostwand ihren endgültigen Platz fand.

wundern die Höhen der Berge, das mächtige Wogen des Meeres, das breite Gefälle der Ströme, die Weiten des Ozeans, den Umschwung der Gestirne und *verlassen dabei sich selbst!*» (Conf. X, 8.)

Petrarca berichtet: «Darüber erschrak ich, schloß das Buch, zürnte mir selbst, daß ich noch Irdisches anstaunte. Nun hatte ich den Berg und seine Aussicht genug betrachtet, wandte den Blick in mein Inneres und redete kein Wort, bevor ich in die Ebene hinabge-
langt war.» (L. Geiger: Petrarca, 1874, S. 47)

Die heutige Weltjugend scheint aus dem Gleichgewicht zu sein. Streiks, Demonstrationen, «große Weigerung», Ekstase in Tanz und Sport, Trance in Haschisch, Marihuana, LSD sind nur Symptome. Denkende und um die Jugend besorgte Menschen suchen nach Mitteln und Wegen. Aber Symptome sind ja nicht das Uebel selbst, sie weisen tiefer auf den Grund der Krankheit. Sollte man darum nicht noch vermehrten Mut haben, statt nach Mitteln, nach den Ursachen zu suchen? Vielleicht ist das Uebel gar nicht eine so typische Jugenderscheinung. Wenn es nun so wäre, daß diese Jugend nur sensibler auf ein tief sitzendes Uebel reagiert, an das sich eine ältere Generation schon fast hoffnungslos gewöhnt hat? — Der moderne Mensch lebt in seinem überengagierten Schauen und Hören ständig von sich weg und verliert sich in Fremderlebnisse hinein. Die Kommunikationsmittel dienen ausgiebig und mit wachsendem Raffinement diesem Trend. Menschliche Existenz besagt darum heute für viele nicht mehr Gesamtvollzug der Wirklichkeit, sondern einseitiges Engagement nach außen auf Kosten des Zu-sich-selbst-kommens des Menschen. Das bedeutet notwendig Substanzverlust der *Person*, «Verlust der Mitte», — «man» ist nicht mehr bei sich selbst! Das Grundübel unserer heutigen Jugend ist weitgehend eine Heimatlosigkeit des Herzens! —

Erging es nicht seinerzeit so dem jungen Akademiker Benedikt an der Universität Rom? Aber hellsehtig erkannte er die Ursache. Er zog sich für Jahre auf sich selbst zurück, suchte die Einsamkeit von Subjaco und fand meditierend über Gott den Weg zu sich selbst. Wir wollen hier nicht über die historischen Konsequenzen dieser Tat im Benediktinerorden nachdenken. Aber man muß doch feststellen, daß die Meditation Benedikts und seiner Mönche auf Jahrhunderte das Heilmittel des Menschen und der Geschichte wurde.

Sollte man darum unserer Jugend und dem modernen Menschen nicht wieder mehr den Weg in die eigene Innerlichkeit weisen, sie lehren, daß das Bibelwort noch heute Geltung hat: «Alle Schönheit ist von innen!» Von innen, nicht nur im Menschen selbst, sogar in den Dingen der Welt. — Keine Angst, daß Kontemplation lebensuntüchtig macht. Benedikt und seine Klöster haben das bewiesen. Abgesehen davon, daß echte Kontemplation kein Hindernis für Aktivität ist. Im Gegenteil, Aktivität ohne Innerlichkeit dürfte kaum sehr gehaltvoll sein, wie umgekehrt Beschauung — außer sie sei individuelle Berufung — ohne geeignete Ausstrahlung in der Tätigkeit Gefahr läuft zu stagnieren.

Mit Ausnahme der wenigen rein beschaulichen Orden stehen heute wohl alle Klöster mehr oder weniger im Schnittpunkt von Beschauung und Aktivität. Gerade dadurch sind sie wie Leuchttürme in unserer überorganisierten und übertechnisierten Zeit. Darin liegt eine ihrer Rechtfertigungen, wenn auch nicht die einzige und erste. Es genügt jedoch nicht, daß die Klöster an sich gerechtfertigt sind. Was bedeutet ein erloschener Leuchtturm? Aber ohne Mönche und ohne Nonnen sind Klöster erloschene Leuchttürme, und möchten sie noch so sehr unter Denkmalschutz stehen. Ein Kloster als bloßes *Kunstdenkmal*, eine moderne Kirche als *Schauobjekt* von Reisegesellschaften sind trotz allem irgendwie sinnlos. Hat unsere Zeit und mit ihr vielleicht auch unsere Jugend den Drang für den Blick in die wahre Ferne, der über den «Umweg» der Einsicht ins eigene Innere geht, verloren? Mit andern Worten: ist unsere Zeit trotz des Fernsehens irgendwie kurzsichtig geworden, weil sie die Weite der *Einsicht* nicht mehr sieht?

P. Frowin OSB

Wenn man aus Liebe zur Schweigsamkeit sogar vom Guten bisweilen nicht sprechen soll, wieviel mehr muß man dann böse Reden aus Furcht vor der Sünde vermeiden.

Benediktusregel

Warum heute noch Mönche?

Predigt am Fest des heiligen Benedikt am 21. März 1969, gehalten von Weihbischof Ernst Tewes in der Abteikirche zu Ettal (Bayern).

Die große Familie des Benediktinerordens überall in den Ländern der Erde feiert heute den Festtag ihres Gründers, des heiligen Benedikt.

Darum sind auch wir hier versammelt in dieser Stunde, die Schüler des Ettaler Gymnasiums und die Freunde der Abtei, um mit der Klostergemeinschaft festlichen Gottesdienst zu feiern. Ich darf mich zum Sprecher aller machen: Wir wünschen der Abtei an diesem Tage, ihren Mönchen, an der Spitze dem verehrten Abt und Vater dieser Familie den vollen Segen des Himmels und die wirksame Fürbitte des heiligen Benedikt. Wir wünschen ihnen, daß die Abtei und alle Mönche in ihr den Menschen in unseren Zeitläuften das zu geben vermögen, was sie von ihnen erwarten und was darum ihre Aufgabe ist.

I.

Damit sind wir bereits mitten im Thema, das sich an einem solchen Tag jedem aufdrängt. Das Thema als eine Frage: Was soll heute ein solches *Kloster* in dieser unserer Welt? Was sollen heute *Mönche* in einer Welt von Fragen und Problemen des Ueberlebens, in einer Welt ungeahnten und faszinierenden Fortschritts?

Ich könnte mir sehr wohl denken, daß eine solche oder ähnliche Frage manchem von den älteren Schülern schon oft gekommen sein mag, hier in der unmittelbaren Lebensnähe der Abtei, und daß keine rechte Antwort parat war.

Davon sind wir alle überzeugt, fraglos, daß dieser Orden seine große Bedeutung gehabt hat. Er blickt auf eine 1400jährige Geschichte zurück. Wahrhaftig ein respektabler Zeitabschnitt. Die Geschichte dieses Ordens ist auf vielfältige Weise mit der Geschichte der Kirche überhaupt verknüpft.

Benedikt hat sein Kloster Monte Cassino im Jahre 529 gegründet, das bis in unsere Tage hinein am Schicksal unserer Geschichte teilgenommen hat. Das Jahr 529 war auch das Jahr, in dem in Griechen-

land die platonische Akademie endgültig starb, jene Stätte im Hain des Akademos, die, von Aristoteles gegründet, über viele Jahrhunderte das antike Geisteserbe und Philosophieren pflegte. Mir erscheint es mehr als ein Spiel des Zufalls, daß diese Akademie ihre Tore schloß, als Benedikt die seinen auf Monte Cassino öffnete. Er und seine Mönche haben das Erbe der Bildung des Menschen zum Menschen und zu seiner geistigen Freiheit übernommen und unser Europa zu dem gemacht, was es in der Vergangenheit war und bis in die jüngste Gegenwart geblieben ist: Zum Erdteil, der aus den Kräften des Evangeliums und des antiken Erbes lebte. Bis jetzt. Was kommt, kann niemand von uns sagen.

Wir kennen die großen Werke, die aus diesem Geist geboren wurden. Etwa die ersten Bauten der Romanik, der nüchternen, aber überwältigend schönen Gotik der Zisterzienser, die ja auch Söhne des heiligen Benedikt sind. Die weitausholenden lichten Bauten des Barocks, von dem wir hier ein herrliches Zeugnis haben. Wir wissen von den Anstrengungen und Leistungen wissenschaftlichen Denkens und Ueberlieferuns, die diesen Orden auszeichnen.

Vor allem aber: Sie — die Mönche — haben das Evangelium geliebt und verkündet in allem Auf und Ab der Geschichte, in das sie als Menschen ihrer Zeit jeweils mithineingerissen wurden.

II.

Genügt der Hinweis auf die lange und reiche Geschichte der Jahrhunderte in unserer Frage: Warum heute Kloster, warum heute noch Mönche? Sicherlich nicht. Im Gegenteil. Man ist heute nüchtern, auch der Geschichte gegenüber. Ich fürchte, daß manch einer antwortet: Wenn alt, dann hat es um so weniger Berechtigung heute; wenn alt, dann muß es um so eher weg, und um so schneller muß Neues her.

Wir fragen darum noch einmal: Hat das Mönchtum, haben die Mönche heute noch eine Aufgabe?

Ich bin fest davon überzeugt: Ja! Ich sage das aus tiefster Ueberzeugung und persönlicher Erfahrung. Es gibt viele Gründe dafür. Zwei seien kurz angegeben.

1. *Wir brauchen die exemplarische Gemeinde Jesu Christi*

Kein Mensch lebt für sich selbst. Wir sind in allen Lebensbezügen voneinander abhängig und aufeinander angewiesen. Das wissen wir und erfahren wir täglich von morgens bis abends. So ist der Mensch gebaut. Das gilt aber auch vom Glauben. *Glauben braucht Freunde*, das ist gemeint, wenn der Herr eine *Jüngerschaft* gestiftet hat — die Gemeinde, die verbundene Bruderschaft, die den Glauben gemeinsam lebt und unter sich zum Zuge kommen und anschaulich werden läßt. So wird der Glaube erst untereinander und für andere glaubwürdig.

Wir alle, die Kirche braucht solche Gemeinden als Exempel, als Modell jeder anderen Gemeinde. Denn wenn das Evangelium Jesu Christi heute und morgen noch eine Chance hat — und es hat sie — dann nur durch eine menschlich überzeugte Brüderlichkeit, Anspruchslosigkeit, Hilfsbereitschaft allen und jedem gegenüber. Das ist der Geist des gelebten Evangeliums in der Gemeinde einer Mönchsfamilie, der nie und nimmer an den Mauern des Klosters haltmachen darf.

2. *Wir brauchen die Gemeinde, die radikal Ernst macht*

Es gibt die berechtigte Frage für den Christen, was ihm an den Gaben dieser Welt zur Verfügung steht, um zur Entfaltung seines Lebens zu kommen. Es gibt aber auch die andere Frage. Sie lautet: Was kann ich in Freiheit alles lassen, worauf kann ich verzichten, damit das Eine-Notwendige deutlich herauskommt, Christus und sein Evangelium? Mir scheint, daß unsere Zeit und die junge Generation in ihr wieder Sinn für fordernde und radikale Lebensentscheidungen hat. Es könnte der Verdacht aufkommen, daß man sich zur Mönchsfamilie aus irgendeiner Form von Egoismus entscheiden würde. Das wäre ein großes Mißverständnis. Mönchwerden ist auch kein «Verlassen der Welt». Mönchsein ist vielmehr Dienst in der Kirche und an der Welt in der ihm eigenen Form und Weise. Dazu nur zwei Bemerkungen. Daß es die radikale Nachfolge Christi gibt, ist für Kirche und Welt eine Provokation, deren wir lebensnotwendig bedürfen; eine Provokation

dergestalt, sich nicht zufriedenzugeben, sondern in Unruhe zu bleiben und das Fragen nach dem entscheidenden «Mehr» unseres Daseins nicht zu vergessen. Dazu ist Mönchsein das radikale Zur-Verfügung-Sein. Dafür ist es allerdings notwendig, daß man in der Mönchsfamilie die Fragen der Zeitgenossen, die Nöte der Umwelt nicht nur kennt, sondern sie aufnimmt, hereinläßt, sie mitbedenkt und meditiert — und bereit ist, sie mitzudurchleiden vor Gott.

Wir sind gewiß, daß unsere Zeit dieses Zeugnis braucht. Die Erde braucht den Wald, damit sie nicht austrocknet und versteppt. Unsere Gemeinden, die Menschen brauchen das Zeichen der Mönche, genauso, wie sie Brot und Freiheit brauchen: «Sonst erstickt die Menschheit an sich selbst.»

(Mit Erlaubnis der Schriftleitung abgedruckt aus «Ettaler Mandl — Stimmen aus Abtei, Jung- und Altettal», Jahrgang 48/21, Nr. 3.)

Die St. Martins-Kirche im Urteil der Besucher

Bereits sind mehr als drei Jahre verflossen, seit die Kollegi-Kirche an einem herrlichen Herbsttag feierlich eingeweiht wurde. Inzwischen ist sie in weiten Kreisen des In- und Auslandes durch zahlreiche Besucher und Reportagen in Zeitungen und Zeitschriften bekannt geworden. Touristen kamen in großen Scharen, Vereine hielten mit ihren Cars an und Kirchenbaukommissionen inspizierten den Bau von innen und außen. Häufig waren Leute vom Fach anzutreffen: Architekten, Techniker, Baumeister und Studenten des Bau-faches und nicht zu vergessen die Leute vom geistlichen Fach, die Pfarrherren und Seelsorger, die die Kirche in ihrem Hauptzweck prüften, in ihrer liturgischen Brauchbarkeit.

Die Kollegi-Kirche ist eigentlich im richtigen Moment fertig geworden. Parallel zur Zeit des II. Vaticanums gebaut, stand sie bei dessen Abschluß da, bereit wie zur Schlußprüfung. Und die Prüfung ist nicht leicht. Seit dem Abschluß des Konzils hat ein nicht geringer Wirbel das Kirchenvolk erfaßt. Bisherige lieb gewordene Formen im

religiösen Leben stehen in heftigem Ringen mit einer aufgebrochenen Dynamik, die kaum mehr Grenzen kennt. Ein Suchen und Tasten nach neuen Möglichkeiten im gesamt menschlichen Lebensbereich umfaßt auch den religiösen Bezirk. Dies zeigt sich gerade in den Auffassungen über gottesdienstliche Räumlichkeiten.

Das Kennzeichen des gegenwärtigen Aufbruchs kündigt sich in der Betonung der menschlichen Person. Sie tritt in jeder Hinsicht in den Vordergrund. Viele möchten am liebsten alle vorgegebenen Wirklichkeiten, die irgendwie das Leben bestimmen, vernichten, um nur noch aus dem momentanen Selbstgefühl heraus zu leben. Das persönliche Erlebnis spielt deshalb eine entscheidende und maßgebliche Rolle in der Bewertung alles dessen, womit man im Leben zusammenkommt.

Dies gilt heute auch für den Kirchenbau. Es wird viel diskutiert um Mehrzweckräume inmitten des pulsierenden täglichen Lebens. Nachdem nun die Liturgiker versucht haben, den Gottesdienst so weit als möglich den Forderungen der neuen Mentalität anzupassen, den Pfarrherren in der Gestaltung der Liturgie große Freiheit einräumend, sollen auch noch die Gottesdienstlokale dem täglichen Lebensstil angepaßt werden. Während man bis vor kurzem gewohnt war, zur Kirche zu gehen und dort mitzutun was «vorgespielt» wurde, soll heute die Kirche zu den Menschen gehen und tun, was die Besucher wollen. Man ißt, tanzt und betet im selben Raum!

Auf diesem Hintergrund erscheinen die mannigfachen mündlich und schriftlich über unsere Kollegi-Kirche abgegebenen Urteile noch interessanter. Sie werden zu einem Test für die Zeit. Wer nun also die Kollegi-Kirche von außen erblickt, ist sehr oft etwas skeptisch. Er fragt sich, was sich hinter diesen fremdländisch anmutenden Formen verbirgt. Gar manche haben Mühe, sich mit ihnen abfinden zu können. Die Namen, die dem Bau schon gegeben wurden, könnten ein kleines Wörterbuch füllen. Da hat ein deutscher Herr, vom Stal-den her kommend, das neue Gebilde neben dem Professorenheim erspäht und zerbricht sich den Kopf, was es wohl sei. Schließlich meinte er, begreiflich im Zeitalter des Gewässerschutzes, das könnte die Kläranlage von Sarnen sein. Eine Redaktorin erfragt bei einem Passanten in Sarnen den Weg zur Kollegi-Kirche. Prompt erhält

sie zur Antwort: «Ah, der Bunker! Den sehen Sie gleich... es fehlen nur noch die Kanonen.» Dann sei er kopfschüttelnd weiter gegangen. Eine Frau meinte, einen ähnlichen Bau hätte sie vor vielen Jahren in Jerusalem gesehen und in der Wüste noch einen. Natürlich fehlt auch der Ausdruck Festung nicht. Bunker ist freilich ein wenig Schimpfname und doch ist er mit der Bezeichnung Festung gut biblisch. Wie preisen die Psalmen Jerusalem als die Stadt, die so fest gefügt, wie ruft der Psalmist zu Gott, der in allen Nöten Schutz und Hilfe, Festung und Burg ist!

Gar viele aber finden den formenreich plastisch gestalteten Bau trefflich, ausgezeichnet und wunderbar in die Landschaft hinein passend. Dieser Ansicht war der Heimatschutz anfänglich nicht. Bei der Prüfung der Pläne sah er in ihm modernistische und futuristische Züge, Formen, die besser in den Süden Italiens oder noch weiter südlich passen würden. Wenn man über das Äußere der Kirche in guten Treuen verschiedener Meinung sein kann, darf wohl erwähnt werden, daß ihre Gestalt daher kommt, daß sie nicht von außen nach innen, sondern umgekehrt, von innen nach außen gestaltet wurde, d. h. das, was sich in diesem Raum abspielt, war entscheidend für die Pläne. Die ganze Kirche ist vom Hauptaltar her zu erklären. Nur so konnten die Forderungen, die an die planenden Architekten gestellt wurden, verwirklicht werden.

So treten wir nun mit den Besuchern in die Kirche ein. Sehr viele sind ganz überrascht, daß der Raum so hell erleuchtet und so beschwingt ist. Da man von außen kaum ein Fenster feststellen kann, glauben gar viele in einen mystisch dunklen Raum einzutreten. Und nochmals sind sie überrascht, weil das Auge durch keine belichteten Fenster geblendet wird. Fast geheimnisvoll strömt das Licht von irgendwoher, verteilt sich je nach Tageszeit in mannigfacher Bündelung und beinahe in spielender Vielfalt durch den bewußt ungleich erleuchteten Raum. So wird die Dynamik der Rundungen, die immer wieder anders gestaltet, in einer gewissen Ruhe ineinander übergehen, noch dynamischer und fesselnder. Aber gar zu schnell gibt der Innenraum sein Geheimnis nicht preis. So stehen manche fragend da: Ist das ein katholisches Gotteshaus? Kein Bild, nur Wände, weiße, kahle, leere Wände! Wie soll man hier beten? «Ich kann nichts an-

fangen mit dieser Kirche, sie ist kalt, etwas, was wir nicht mehr verstehen. Was ist dem gegenüber ein Dom!» war eine Antwort, als im Oktober 1966 einige Studenten, mit Tonband und Mikrophon bewaffnet, eine Anzahl Kirchgänger befragten.

So ablehnende Urteile sind indes äußerst selten. Sie stammen von Leuten, die sich mit dem Bisherigen völlig identifiziert haben. Viele erwärmen sich von Besuch zu Besuch mehr für die Kirche. Trefflich ist das Urteil einer Frau im «Sonntag» vom 4. Februar 1968: «Als ich die neue Kollegiums-Kirche von Sarnen zum erstenmal sah, war ich ‚erschlagen‘. Ich erschrak, kehrte um und war sehr traurig. Beim zweiten Besuch setzte ich mich ruhig hin und ließ den Raum auf mich wirken. Mein Vorurteil schwand zusehends dahin. Beim dritten Besuch erlebte ich einen Mönchsgottesdienst. Alles war würdig, männlich fromm, etwas herb, ja; aber der ganze Gottesdienst schmolz in diesem sakralen Raum in wunderbare Harmonie zusammen. Da habe ich mir überlegt, daß die Kirchen von heute ja für die Zukunft, für die junge Generation von morgen gebaut werden. Soll ich alte Frau, die bald vielleicht schon abtreten muß, mich darum ärgern, daß man zu wenig an mich gedacht hat?»

So versteht man, daß die positiven Urteile weit überwiegend sind: «Viel schöner als so eine lange Kirche». «Eine bedeutende architektonische Leistung». «Gut, sehr gut, unverschämt gut!» «Das ist etwas ganz Besonderes, fabelhaft». «Wunderschön drinnen.» «Un-erhört, die Chile!» «Etwas Einmaliges, Phantastisches.» «Ein Genie, der das gemacht hat.»

Ein deutsches Ehepaar meinte: «Wir haben Ronchamps gesehen und studiert. Es ist schön. Aber Sarnen stellt Ronchamps weit in den Schatten.» Aus einem Brief: «Letzten Dienstag war ich zum ersten Male in der neuen Kollegi-Kirche; tief beeindruckt von so viel Licht, Raum und neuem Geist. Zur modernen Gestaltung kann man das Kollegi, den Konvent, nur beglückwünschen. Sicher gehört viel Mut dazu! Sarnen hat *die* Sehenswürdigkeit erhalten.» Ein anderer schreibt: «Der Eindruck des neuen Gotteshauses ist überwältigend und ich freue mich als Alt-Sarner über das vollendete Werk.»

Die Gazette de Lausanne brachte einen Artikel: Trois nouvelles églises. Mit einer Kapelle am Schwarzsee und der neuen Kirche von

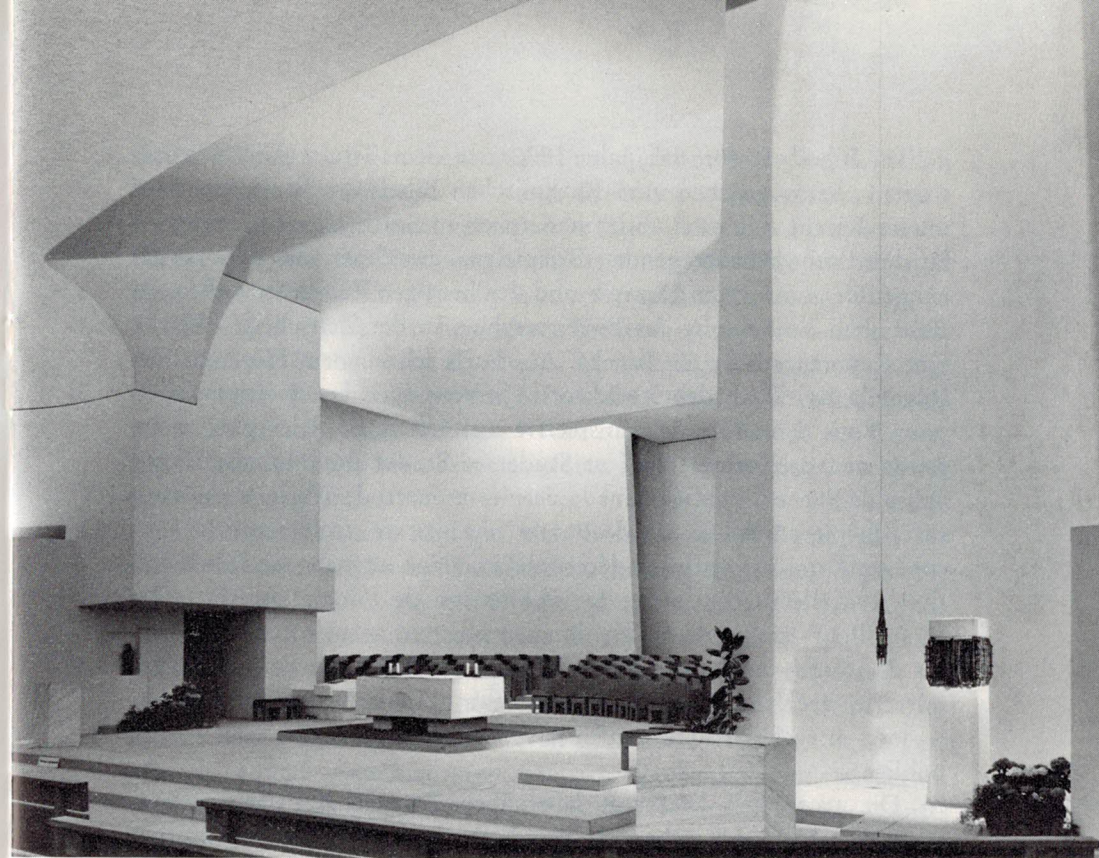


Foto Wittwer, Binningen

Die St. Martins-Kirche bei künstlicher Beleuchtung in der Nacht. Aus verborgenen Quellen fließt das Licht weich über Wände und Decken hinweg.

Meggen wird die Kollegi-Kirche erwähnt. Ueber Sarnen lesen wir: «L'église de Sarnen est évidemment un événement plus important sur le plan de l'architecture (gegenüber der vorher beschriebenen Kapelle am Schwarzsee). Elle apparaît au visiteur comme un forteresse... On pense à Ronchamps. L'impression de force paisible, l'atmosphère dépouillée sont les mêmes... Lorsqu'on pénètre dans l'église de Sarnen, on a l'impression d'être dans une vaste grotte, avec des renfoncements clairs-obsurs. Malgré l'efficacité fonctionnelle de l'édifice, le mystère du sacré demeure total et c'est en quoi l'oeuvre des architectes est une réussite exceptionnelle.»

Im Bibelheft für das Jahr 1970 mit dem Titel: «Die Zukunft wagen», herausgegeben vom Katholischen Bibelwerk Stuttgart, wird unsere Kirche mit zwei anderen Kirchen in Stuttgart und Emmerich zu den drei «hervorragenden Beispielen» gerechnet, die den Forderungen der erneuerten Liturgie und der heutigen Zeit entsprechen. — Bald nach Vollendung des Baues erschien in der Zeitschrift «Werk» eine Reportage über die Kirche. Aus Paris schreibt ein Herr darüber folgende Kritik an den Redaktor: «Je vous écris ces quelques lignes pour Vous demander de transmettre mes félicitations les plus chaleureuses aux architectes Naef et Studer et Studer pour la magnifique église de Sarnen, publiée dans le dernier numero de Werk. Il est assez rare, même en Suisse, de découvrir une oeuvre architecturale aussi cohérente qui ose enfin se décomplexer, dans un pays où la vénération, l'intellectualisation et la sublimation de l'angle droit stérilise les meilleurs architectes; c'est donc en plus, un acte de courage vis-à-vis de soi-même, des concitoyens et des confrères! Je ne puis qu'admirer les architectes-auteurs et tous ceux qui ont permis cette oeuvre — laïcs et ecclésiastiques; enfin la rédaction de la revue, pour l'avoir publiée.»

Die trotz den kraftvoll lebendigen Formen des Innenraumes schlicht gehaltene Kirche ruft geradezu neuen Formen der Liturgie. Die zentrale Stelle des Hauptaltars, um den sich die Mitfeiernden versammeln, duldet keine stummen Dasteher. Er fordert zur actuosa participatio, zum dienenden Mittun, heraus. Der Raum hat jene gemeinschaftsbildende Kraft, die heute neu in der Liturgie entdeckt worden ist. Verständlich, daß viele echt angesprochen sind bei der Gottesdienstfeier. «Alle Zeremonien kamen in diesem Raum zur vollen Wirkung. Bild reihte sich an Bild. Dazu das Beten in der Gemeinschaft. Sicher werde ich diese Kirche noch oft besuchen; denn ich glaube, daß sich in der Stille dort das Gespräch mit Gott aufdrängt.» So weiß sich nicht nur die Gemeinschaft im Gottesdienst gehoben, auch der einzelne Beter fühlt sich angesprochen. Die meisten Besucher spüren diese Wärme der Kirche. «Kein Bild und doch nicht kalt.» «Ein bethafter Raum.»

Die Ausschmückung der Kirche ist bewußt einfach gehalten. Ein besonderer Gegenstand der Diskussion ist der Tabernakel. Auch hier

sind die Bezeichnungen mannigfach, um nicht mehr zu sagen. Schon die Stellung hat während des Baues Probleme aufgeworfen. Es galt noch als avantgardistisch, Hauptaltar und Tabernakel zu trennen. Da ist uns aber die Raumeinteilung in ein großes Hauptschiff und eine Art Nebenschiff für die Gottesdienstfeier kleinerer Gruppen zu Hilfe gekommen. Mit besonderer Erlaubnis des Diözesanbischofs, der sich die Sache wohl überlegte, konnte der Tabernakel in der ausholenden Rundung, die das Seitenschiff abschließt, würdig und gut sichtbar aufgestellt werden. Kaum ist in einer Kirche der Tabernakel so betont, wie hier. Aber er glänzt nicht, er ist nicht aus Gold, nur aus Bronze gegossen.

Ob dieser Tatsache sind gar viele Besucher ohne Verständnis für die Wohnstatt des Herrn. Geradezu fluchtartig eilte eines Tages eine schon ältere Jungfer aus der Kirche an mir vorbei. Ich hörte eben noch einige «fromme Gebete» über den Bischof und die Patres, die man bestrafen sollte. «Schrecklich ist dieser Tabernakel. Da sagt Jesus: Kommt alle zu mir! Aber hier getraut man sich nicht.» Der Tabernakel wurde mit einem Pferch oder mit einem Gefängnis verglichen, andere sprachen vom eisernen Vorhang. Aber wiederum sind viele, die sich bewußt damit abfinden. Absichtlich hat der Künstler auch für die Kreuze nicht Edelmetalle verwendet, sondern Bronze und Blei, sind doch auch das Gaben Gottes. Dürfen sie nie in seinen Dienst treten?

Natürlich vermissen gar manche die Bilder. «Für die Heiligen ist jetzt kein Platz mehr. Höchstens noch für die Mutter Gottes», hat jemand gemeint. Andere aber sind der Ueberzeugung: «Besser wenn nichts gemalt wird. Man kann doch nichts malen.» Die meisten indes schätzen die Nüchternheit, eben den «lichten und edlen Raum». Die hastenden Menschen von heute brauchen Ruhe. «Tief beeindruckt ging ich aus der Kirche weg.» Die volle Ausrichtung der Kirche auf den Hauptaltar spricht allgemein an. «Man ist weniger abgelenkt.» So sieht man im Bau eine Kirche, die «zeitlos» wirkt, die «nicht veraltet», die «in 2000 Jahren noch gut ist».

Die vielen Seitenaltäre sind besonders für die jüngeren Mitbrüder im Priesteramte eine etwas komische Angelegenheit. Sicher würden heute weniger erstellt. Die Anordnung aber und die Gestaltung der

Nischen fügen sich nahtlos ins Ganze des Baues. Und wie gut kann man die Altäre noch brauchen!

Und wie tönt es denn in dieser Kirche? Nach einem Konzert schreibt ein Kritiker: «... Es gibt wohl wenig moderne Gebäude, seien es Kirchen oder Profanbauten, in denen das Problem der Akustik so hervorragend gelöst ist, wie in der Sarner Kollegi-Kirche». Manche Besucher des Gottesdienstes wünschten sich aber einen Lautsprecher. Die Kirche fordert eine volle Stimme, ohne jede Hast und Eile. Es scheint akustische Löcher zu geben. Trefflich erklingen die große und kleine Orgel, die von den Musikern einheitlich anerkannt werden. Ihr frischer und heller Ton erfüllt nicht nur den Raum, sondern auch die Herzen. Und dies auch dann, wenn die etwas barocken Formen des Gehäuses manchen ein Lächeln auf ihr Antlitz zaubern.

Wer immer die Möglichkeit hat, die nicht allen zugängliche Sakristei zu betreten, ist ausnahmslos erfreut. Wieder ist es die Raumgestaltung, die den Besucher fesselt. Aber nicht nur das. Die praktische Anordnung der Möbel und die für den täglichen Gebrauch notwendigen Einrichtungen verraten, mit welcher Hingabe hier geplant und gearbeitet wurde.

Zum Abschluß unseres Rundganges darf noch die elektrische Beleuchtung erwähnt werden. Mancher steht fragend im Raum, wie denn da beleuchtet werde. Wie das Licht der Sonne, strömt auch das Licht von den Lampen aus verborgenen Gründen und schenkt der Kirche in indirekter Beleuchtung eine wohltuende Helle. Ganz begeistert von dieser Lichtfülle hat der hochwürdigste Diözesanbischof einmal ausgerufen: «Wie eine Kathedrale!»

Nach all den verschiedenartigsten Urteilen über die St. Martins-Kirche darf man sagen, daß sie eine kleine Bewegung ausgelöst hat. Eindeutig ist es die einer positiven Bejahung. Nur ein ganz kleiner Prozentsatz findet kein Gefallen an ihr. Was noch besonders hervorgehoben werden darf, ist die Tatsache, daß auch ältere Leute sich ziemlich rasch zurecht finden. Ein alter Mann von Sarnen, der inzwischen gestorben ist, soll auf dem Krankenbett im Spital geäußert haben, er sei zwar kein bethafter Mann, aber in dieser Kirche habe er wieder beten gelernt.

Die Kirche war ein Wagnis von allem Anfang an. Niemand kannte den jungen Architekten, der den 1. Preis gewann, und niemand wußte, wie er arbeiten würde. Sie wurde mitten in den liturgischen Umstellungen gebaut, und schon zeichnen sich neue Auffassungen über den Kirchenraum ab. Aus der Zusammenarbeit von Konvent und Architekt ist aber eine Arbeit entstanden, die als gelungen bezeichnet werden darf. Zudem wurde einem jungen Künstler und seinem Bruder, den Herren Ernst und Gottlieb Studer, eine Startmöglichkeit geschaffen, die wohl einmalig ist. Beide sind nun berühmte Kirchenarchitekten, die schon in neun Fällen den 1. Preis gewonnen und einige Kirchen bereits ausgeführt haben.

Was aber besonders schön ist am ganzen Werk, das ist die Mithilfe der Ehemaligen von Sarnen. Ohne sie hätte das Kloster nicht bauen können. Ihnen kommt deshalb ein großes Verdienst am Gelingen des Kirchenbaues zu. Er ist ein Gemeinschaftswerk der Anerkennung und des Wohlwollens. Möge er nun weiterhin ein Ort der Sammlung und der Begegnung mit Gott dem Herrn sein, in dem wir den Geber alles Guten in frohem Dank preisen dürfen. Der schöne Raum ist ein Hinweis auf die Schönheit und Heiligkeit Gottes. So vermag er Menschen zu ihm hin einzusammeln. † Dominikus, Abt



Der neue Schlüssel, nach dem das Fastenopfer 70 verteilt wird, lautet: $\frac{1}{3}$ für das Inland, $\frac{2}{3}$ für Missions- und Entwicklungshilfe. Der Schlüssel, nach dem das Fastenopfer gespendet wird, bleibt gleich und heißt: Teilen.

Adventsmusik in der St. Martins-Kirche

Gaudete-Sonntag 1969

Am Abend des vergangenen Gaudete-Sonntags ist Herr Ferdinand Jaggy, seit Ostern 1969 Chorleiter im Kollegium, mit seinen Sängern und Musikanten zum erstenmal außerhalb eines Gottesdienstes an die Öffentlichkeit getreten. Im «Obwaldner Volksfreund» vom 16. Dezember 1969 war darüber zu lesen:

Der immer wieder faszinierende Raum der Kollegi-Kirche bildete den idealen Rahmen für die Abendfeier, die durch eine schwungvoll vorgetragene «Trumpet Tune and Air» für Orgel und zwei Trompeten von Henry Purcell eröffnet wurde. P. Leo Ettlin stellte in einer besinnlichen Ansprache die Beziehung zwischen der Adventserwartung und den teilweise schon von Erfüllung kündenden Melodien des Abends her. Chor, Orchester und Orgel (P. Otmar Hochreutener), boten in jugendlicher Frische und nahezu einwandfreier Intonierung das erwartungsvolle «Transeamus usque Bethlehem» von Joseph Schnabel und das glaubensfrohe «Seht die Herrlichkeit» aus dem «Messias»-Oratorium von Georg Friedrich Händel. Man konnte sich dabei an der Frucht seriöser Probenarbeit freuen, und die frischen Stimmen des Soprans und des Alts verdienen ein besonderes Lob. Dazwischen spielte P. Otmar auf der neuen Chororgel eine weihnächtliche Fantasie von Louis Claude Daquin und las P. Leo Worte der Verheißung aus Isaias, dem Evangelisten des Alten Bundes. Die ganze Feier war kurz; aber sie war ein schönes Erlebnis, für das alle Mitwirkenden aufrichtigen Dank verdienen.

Wir freuen uns auf das nächste Auftreten unseres Chores.

Erwägen wir, welches Benehmen wir der Gegenwart Gottes und seiner Engel schuldig sind, und verhalten wir uns beim Singen in der Gemeinschaft so, daß unsere Seele mit unserer Stimme in Einklang steht.

Benediktusregel

Klassentagung

8./9. November 1969: Maturi von 1939

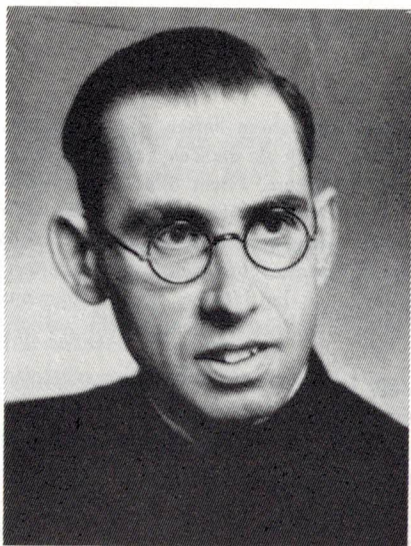
Bei unserem silbernen Maturajubiläum vor fünf Jahren hatten wir abgemacht, uns das nächste Mal in Muri zusammenzufinden. Doch als die Zeit gekommen war, erwies sich der Genius loci Sarnensis als der Stärkere. Nicht alle folgten zwar dem Aufruf; aber die Freude des Wiedersehens unter denen, die den Weg nach Sarnen gefunden hatten, war groß, und am Sonntagnachmittag zögerte niemand, dem Vorschlag, uns in fünf Jahren wieder zu versammeln, freudig zuzustimmen. (Der Schreibende möchte seinen lieben Kameraden im Namen des hl. Martinus herzlich danken für die große Gabe, die sie spontan für die neue Kirche zurückgelassen haben.)

Vielleicht wird es einmal möglich sein, alle ehemaligen Klassenkameraden, nicht nur die Maturi von 1939, zu einer Tagung einzuladen. Im ganzen waren es 67, die einmal zu unserer Klasse gehörten. Von den 38 Schülern der 1. Latein 1931/32 hielten zwölf Aufrechte bis zur Matura durch; elf blieben nur ein Jahr, zwei bis zur 2., sieben bis zur 3., zwei bis zur 4., vier bis zur 5. und drei bis zur 6. Latein. Von den 30 Maturanden sind 18 später hinzugekommen: je einer in die 2. und 3., vier in die 4., zwei in die 5., neun in die 7. und einer in die 8. Klasse. Die übrigen acht sind nach der 1. Latein zu uns gestoßen und haben uns auch vor der Matura wieder verlassen. Die drei guten Kameraden, die uns im Tode vorangegangen sind und uns hinter sich gelassen haben, gehörten nicht der Maturaklasse an: Otto Riederer von Eschenbach (1. Latein), gestorben am 19. Juli 1937, acht Tage nachdem wir Sechstlateiner fröhlich in die Sommerferien gegangen waren; Franz Zemp von Escholzmat (1.—3. Latein), gestorben am 13. März 1940 als Brudernovize in unserem Kloster in Gries, nachdem er auf dem Sterbebett unter dem Namen Br. Albert noch Profeß abgelegt hatte; Karl Müller von Baar (4.—5. Latein), gestorben am 29. Juni 1946. Alle drei waren goldlautere Menschen und treue Kameraden. Mögen sie unsere guten Engel sein auf dem Weg zum Ziele, das sie glücklich erreicht haben.

P. Rt.

Während der Fastenzeit möge jeder über die schuldige Pflicht hinaus Gott ein Opfer bringen, und mit der Freude geistiger Sehnsucht erwarte er das heilige Osterfest.

Benediktusregel



Unsere Heimgegangenen

Dr. theol. Leonhard Maria Weber, Universitätsprofessor, München

12. Februar 1912 bis 16. Dezember 1969

6.—8. Gymnasialklasse 1929—1931

Es war eine bestürzende Nachricht, die sich am 16. Dezember verbreitete, daß am Morgen dieses Tages in München in seinem Seminarraum Professor Leonhard M. Weber einer Herzkrise erlegen sei, nachdem er soeben noch von seiner Vorlesung guter Laune zum Arbeitstisch zurückgekehrt war.

Der in Freiburg aufgewachsene gebürtige Aargauer von Wohlen widmete seine ganze Kraft dem Bistum Basel, und zwar während 23 Jahren in der Stadt Solothurn. Nach seiner Priesterweihe im Jahre 1938, einem zweijährigen Vikariat in der Clarapfarrei in Basel und dem theologischen Doktorat an der Universität Freiburg wurde Leonhard Weber im Herbst 1943 als erster hauptamtlicher Religionslehrer an die Kantonsschule Solothurn gewählt. Er baute dieses Amt aus schwierigen Anfängen zu einer soliden, geschätzten Einrichtung aus und erwarb sich durch seine gründliche, aufgeschlossene und konziliante Arbeit Ansehen bei Kollegen und Schülern.

Im Herbst 1945 wurde er nach dem Tod von Regens Sidler zum Professor der Moraltheologie am Priesterseminar ernannt, und im Frühjahr 1951 trat er in Nachfolge von Dr. Rudolf Walz das Amt als Regens an. Als Moralprofessor und Regens formte er nun bis zum Jahr 1966 den Nachwuchs des Basler Klerus, und er wurde von seinen Schülern hoch geschätzt.

Leonhard Weber war eine entscheidende Kraft der theologisch-kirchlichen Erneuerung. Für sein persönliches Leben eher ängstlich, war er im theologischen Denken ebenso kühn wie gründlich und kannte bei heiklen kirchlichen Problemen vor allem eine Leidenschaft: die unbedingte Wahrhaftigkeit. Seine beiden Bücher: «Mysterium magnum» und «Ehenot — Ehegnade» waren in einer schwierigen Uebergangszeit der Ehe- und Sexualmoral für Seelsorger wie Theologen wegweisende Werke. Der Verstorbene entfaltete auch eine unermüdliche Vortragstätigkeit in der Schweiz und mehr noch in Deutschland, und er wurde als moraltheologischer Mitarbeiter geradezu Spezialist für dichte, wohlfundierte Artikel im neuen Lexikon für Theologie und Kirche. Von 1951 bis 1966 hatte er zudem an der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Freiburg einen Lehrauftrag für ärztliche Berufsethik.

In der Moral- und Pastoraltheologie hatte Weber einen geachteten Namen im ganzen deutschen Sprachgebiet. Er war Gründermitleid der Schweizerischen Gesellschaft katholischer Psychotherapeuten, Mitglied der Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Moraltheologen, Vertreter der Schweiz im Vorstand der deutschsprachigen Pastoraltheologenkonferenz, wissenschaftlicher Beirat der Zeitschrift «Arzt und Christ». Eine erste Krönung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit war im Herbst 1959 der Ruf als Pastoraltheologe an die Universität Mainz. Er lehnte diese Berufung ab, um seine Kraft weiterhin der Priesterbildung in der Diözese Basel zur Verfügung zu stellen. Zu seinem zehnjährigen Amtsjubiläum als Regens wurde er mit dem Prälatentitel geehrt, und er «trug» ihn mit fröhlicher Selbstironie. Als 1966 an der Universität München ein neuer Lehrstuhl für Katechetik und Pastoraltheologie errichtet wurde, erhielt er von neuem einen Ruf, und nun glaubte er sich zur Annahme berechtigt.

Diese Aufgabe gab dem 54jährigen neuen Schwung. Er fühlte sich in der gar nicht leichten Arbeit ausgesprochen wohl. Seine ausgeglichene und ausgleichende theologische Offenheit zeichnete ihn unter seinen Fakultätskollegen aus und verschaffte ihm auch den Respekt solcher Studenten, die es mit der theologischen Erneuerung rascher, aber auch weniger solide meinten als er. Er hatte von der Auflässigkeit der Münchner Studenten nichts zu fürchten, denn seine persönliche Bescheidenheit und seine berufliche Gewissenhaftigkeit boten keine Angriffsflächen. Die Studenten, die ihn im Büro des Seminars sterben sahen, brachen in Tränen aus.

Leonhard Weber ist seinem Vater, dem ehemaligen Mineralogieprofessor und Rektor der Universität Freiburg, im Abstand von knapp anderthalb Jahren im 58. Lebensjahr in den Tod gefolgt. In der Nähe des Grabes beider Eltern, auf dem Friedhof des Freiburger Wallfahrtsortes Bürglen wurde er auch beigesetzt. Dieser Tod ist ein unbegreiflicher Verlust. Aber die Saat des lautereren, gläubigen und priesterlichen Lebens geht auf. Wer ihn kannte, verehrt ihn und ist in Trauer verbunden mit seinen Brüdern, den im Kanton Freiburg und in Luzern wirkenden Aerzten.

A. M.

(Vaterland 1969, Nr. 293)

Alt Regens Emil Specker schrieb in der Schweizerischen Kirchenzeitung 1970, Nr. 5:

Leonhard Weber war ein Mann der Wissenschaft. Er gehörte nicht zu denen, die sich das *iurare in verba magistri* als Leitwort wählten. Er war ein selbständiger Denker, für den nicht die Autorität, sondern die Argumente entscheidend waren. Das zeigte sich schon am Gymnasium, wo er seinem Philosophieprofessor (P. Bernhard Kälin!) nicht selten ins Angesicht widerstand. Auch in der Theologie war er nicht nur selbständig, sondern auch sehr gewissenhaft in seiner Arbeit. Er stellte keine These auf, zu der er nicht ganz stehen konnte. Wie genau er in seinen wissenschaftlichen Arbeiten war, so weitherzig war er auch denen gegenüber, die anders dachten als er. Er polemisierte nicht gegen sie, sondern setzte sich mit ihnen ehrlich auseinander und ließ ihre Gründe, soweit sie richtig waren, gelten. Die Arbeiten, die er veröffentlichte — es sind nicht wenige — waren bis ins kleinste, oft in nächtelanger Arbeit ausgefeilt. Ebenso gründlich und weitherzig war er in seinen Vorlesungen. Alle, die bei ihm Moral hören durften, sind voll des Lobes über ihn als Professor.

Ein besonderer Zug in seinem Charakter war die Wahrheitsliebe. Er war kein Diplomat; nie hätte er um eines Vorteiles willen die Wahrheit umgebogen. Er war auch keine Kampfnatur, eher das Gegenteil; aber wenn es um seine Ueberzeugung ging, kannte er keine Menschenfurcht, auch dann nicht, wenn seine kirchlichen Obern eine andere Stellung von ihm erwartet hätten. Lieber hätte er auf menschliche Gunst verzichtet, als daß er vom Weg der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit abgewichen wäre. Was ihn noch besonders auszeichnete, war seine Friedsamkeit und Güte. Jene, die ihm Unrecht taten, ertrug er in Liebe, ohne ihnen das Böse nachzutragen. In seinem Urteil war er immer milde, obwohl er schwarz schwarz und weiß weiß nannte. Immer war er auch bereit zu helfen, wo er helfen konnte. Wer ihn aus langjährigem Umgang kannte, wird von ihm ein leuchtendes Bild mit sich tragen.

R. P. Oktavian (Josef) Hüppi OSB, Superior, Sunji (Tanzania)

19. August 1910 bis 4. Januar 1970

2.—8. Gymnasialklasse 1924—1931

Der Verstorbene wurde am 19. August 1910 zu Gommiswald, einer Nachbarpfarre des Priorates St. Otmarberg in Uznach, Diözese St. Gallen, geboren, als Sohn des Briefträgers Josef Oktavian Hüppi und seiner Ehefrau Albertina Maria, geb. Ruoss. Wiedergeboren im heiligen Sakrament der Taufe erhielt der Älteste unter sechs Geschwistern die Namen seines Vaters und seines Taufpaten: Josef, Peter, Oktavian. 1969 konnten Vater und Mutter ihr diamantenes Hochzeitsjubiläum begehen und am 7. Januar 1970 ist der Vater im 94. Lebensjahr seinem Sohn in die Ewigkeit nachgefolgt. Nach der Volksschule besuchte Josef von 1925 bis 1931 die von den Benediktinern aus Muri-Gries geleitete kantonale Lehranstalt in Sarnen. Der damalige Rektor und spätere Abt-Primas Dr. Bernhard Kälin konnte den

Absolventen Hüppi mit seiner tiefen Religiosität aufs beste für den Eintritt in den Ordens- und Priesterstand empfehlen.

Am 1. Oktober 1931 trat Josef mit noch drei anderen schweizerischen Kandidaten in St. Ottilien ein und wurde am 11. Oktober als Frater Oktavian ins Noviziat aufgenommen. Am 12. Oktober 1932 legte er in die Hände von Rms. Vater Erzabt Chrysostomus Schmid die heiligen Gelübde ab und begann bald darauf an der Münchner Universität sein theologisches Studium. Am Samstag «Sittentes» vor dem Passionssonntag, am 28. März 1936, wurde er mit R. P. Ursus Forster und R. P. Iso Scheiwiler in der Kathedrale zu St. Gallen durch Handauflegung des Bischofs Aloisius Scheiwiler zum Priester geweiht. Am Fest des heiligen Ordensvaters Benediktus, das 1937 mit seinem frühen Ostertermin erst am 6. April gefeiert werden konnte, erhielt P. Oktavian in der feierlichen Aussendung das Missionskreuz für das Abteigebiet Peramiho in Ostafrika.

Nach kurzem Aufenthalt in der Abtei und Festigung seiner bereits erworbenen Kenntnisse in der Kisuahelisprache konnte er schon bald in Uwemba seelsorglich mitwirken. Am 11. April 1940 wurde ihm das fast 100 km weite Urwaldgebiet der Missionsstation Ifinga als Oberen anvertraut. Der heilige Gallus, der einst in den Schweizer Bergen und Wäldern das Christentum gegründet hat, war Patron dieser entlegensten Station, die seit einer Grenzregulierung im Jahre 1928 von Songea losgetrennt und dem Bezirk Mahenge zugeteilt worden war. Weder Autostraße noch Motorradweg führten auf diesen einsamen Posten, der nur auf geschlängelten Negerpfaden durch lianenverschlungenen, feuchtmoderigen, von Elefanten- und Büffelherden und anderem Wild behausten Urwald erreicht werden konnte. P. Oktavian hat im Laufe seiner 14jährigen Tätigkeit die Station ausgebaut, viele Schulen eröffnet unter der Leitung von gut ausgebildeten Junglehrern aus Peramiho. Mit ihrer Hilfe hat er gegen Gotteslohn Motorradwege durch das ganze Gebiet bauen lassen. Systematisch nahm er den Kampf auf gegen den Aberglauben und die Wahrsagerei. Er baute ein Hospital, richtete ein Laboratorium ein, untersuchte mit Mikroskop das Blut und Sputum, ließ von einem Jesuitenpater in New York gute Medizinen gegen Hakenwurmkrankheit und Aussatz kommen, stellte einen staatlich geprüften Heilgehilfen an und erzielte immer wieder schöne Heilerfolge. So überzeugte er die Leute immer wieder, daß viele Erkrankungen nicht vom Zauber kommen, sondern natürliche Ursachen haben, aber auch natürliche Heilmittel. Als man wegen einiger Fälle von Schlafkrankheit alle seine Pfarrkinder aussiedeln wollte, setzte er sich bei der Regierung für das Verbleiben auf der angestammten fruchtbaren Scholle ein und gewann so noch mehr der Matumbileute für die Mission.

Am 24. Januar 1955 nahm P. Oktavian Abschied von Ifinga. Nunmehr soll er auf Wunsch seines Bischofs ein neues Gebiet, das Ukingaland, für Christus gewinnen. Zunächst besuchte er auf einer Erkundigungsreise alle Ortsvorsteher und stellte fest, daß etwa 9000 Leute dort wohnten. Er wurde überall freundlich aufgenommen und konnte neun katechetische Zentren aufmachen. Auch traf P. Oktavian eine katholische Gemeinde mit 250 Katholiken, die an Sonntagen den Got-

tesdienst in der acht Stunden entfernten Mission der Consolatapatries aufsuchten. Wie freuten sie sich, daß jetzt auch in ihr Gebiet ein Priester kommt. Als gegen den römischen Eindringling Stimmen laut wurden, machten sich wohlwollend gesinnte Leute auf die Beine. Vertreter aus verschiedenen Dörfern wanderten nach dem drei Tagereisen entfernten Njombe und legten im Bezirksamt Namenlisten von Leuten vor, die bei den Katholiken beten wollten. Das Ukingaland war reif für den heiligen Glauben. Das Bezirksamt entsprach dem Volkswillen. Nach Befragung der Leute und mehrmaliger Besichtigung des Platzes von Regierungsbeamten wurde in Dar-es-Salaam die Mission genehmigt. Die Einheimischen selbst wiesen hin auf den Platz mit seiner prächtigen Rundsicht in die Ukingaberge und hinunter auf den Nyassasee. Bald wuchs dort eine 34 m lange und 11 m breite Notkirche aus dem Boden, dann ein geräumiges Wohnhaus, ein Hospital, das 1959 vom Bezirksarzt eröffnet wurde. In Gemeinschaftsarbeit wurden Straßen und Motorradwege von den Christen angelegt, darunter eine 10 km lange Bergstraße und eine 10 m breite Brücke. Es wurden Außenkirchen gebaut und bereits die Backsteine gebrannt für die neue Kirche in Sunji. Zwischenhinein führte P. Oktavian oft und oft ökumenische Gespräche mit den schwedischen und finnischen Pastoren. Viel Gletschereis ist dabei geschmolzen. Beide Konfessionen wollen ja im Frieden den Herrn Jesus Christus künden, beide wollen durch ihre Zusammenarbeit den gemeinsamen Gegner, das Heidentum, zu erledigen suchen. «Wenn wir gegeneinander kämpfen, macht sich die christliche Verkündigung nur lächerlich und wird zum Landesärgernis. Eventuelle Mißverständnisse wollen wir auf pfarrlicher Ebene miteinander lösen. Die im praktischen Alltag geübte Liebe soll auf lange Sicht die schließliche Wiedervereinigung vorbereiten.»

Ein großer Freudentag war für P. Oktavian der Kirchweihtag der neu erbauten Kirche zu Ehren des heiligen Nikolaus von Flüe. Vater Erzabt Suso Brechter, der in dieser Zeit gerade im Peramihogebiet länger verweilen mußte, hat am Sonntag, den 24. August in Anwesenheit zahlreicher Gäste und Christen das neue Gotteshaus feierlich benediziert. Möge der große Friedensstifter, der heilige Nikolaus, eine friedvolle Zusammenarbeit mit den getrennten Brüdern erleben.

Kurz vor Weihnachten erkrankte P. Oktavian, wie uns ein Brief aus Uwemba vom 27. Dezember gemeldet hat. Eine schwere Malaria, Amöbenruhr und Bewußtseinsstörungen durch Gehirnblutung führten zum raschen Tod in Dar-es-Salaam, wohin man den Patienten noch gebracht hat. Wir hoffen und beten, daß er, der auf Erden so viele Seelen zu Christus geführt hat, nun zur ewigen Anbetung berufen wurde. Glückselig alle, die in Deinem Hause wohnen, Herr; sie werden preisen Dich in alle Ewigkeit.

(Todesanzeige der Erzabtei St. Ottilien)

Fritz Munkel, Reichsbahninspektor, Radolfzell (Baden)

23. März 1889 bis 1967

1.—5. Gymnasialklasse 1902—1907

Emil Gehrig, Luzern

2. August 1883 bis 23. Mai 1968

1. Gymnasial- und 1. Realklasse 1898—1900

H. H. Thaddäus Hunziker, Chorberr, Beromünster

24. Januar 1885 bis 23. Dezember 1968

3.—8. Gymnasialklasse 1902—1908

Jost Frei, Pfleger, St. Urban

2. Februar 1916 bis 1968

1.—2. Realklasse 1930—1932

Meinrad Fuchs-Lindinger, Einsiedeln

19. Februar 1890 bis 17. Juni 1969

1.—3. Gymnasialklasse 1903—1906

Paul Aubry, Postbeamter, Basel

30. Juni 1893 bis 24. September 1969

Vorkurs und 1.—2. Realklasse 1908—1911

Frederico Franci, Kaufmann, Locarno

19. Oktober 1884 bis 1969

1. Realklasse 1900—1902

Josef Baumeler, Schreinermeister, Schüpfheim

2. August 1887 bis 1969

1.—2. Realklasse 1902—1904

Ernst Dillier-Müller, Hafnermeister, Sarnen

17. Juli 1894 bis 3. Januar 1970

1. Gymnasialklasse 1907—1908

Wir empfehlen in das Gebet der Mitschüler und Freunde:

Kaspar Barmettler-Huser, alt Gemeindepräsident, Udligenswil, Vater von Josef Barmettler, Sekundarlehrer in Altishofen, und Bruder von Josef Maria Barmettler S.J., Luzern; Oscar Amstad-Amstad, Beckenried, Vater von Oscar Amstad; Berta Imfeld-Halter, Lungern, Mutter von H. H. Kaplan Johann Imfeld, Flüeli; Marie Leuchtmann-Hurni, Sarnen, Gattin von Zeichnungslehrer Emil Leuchtmann selig und Mutter von Karl Leuchtmann-Rotzinger, Kaiseraugst, und Dr. Hans Leuchtmann-Halter, Sarnen; Franz Imfeld-Fankhauser, Baumeister, Alpnach, Vater von René Imfeld; Anna Schälín-Ettlin, Sachseln, Mutter unseres Schreiners Theodor Schälín-Rohrer; Ernestine von Rotz-Fellmann, Zug, Mutter unseres Zeich-

nungslehrer Josef von Rotz-Imgrüth; Beda Röllin-Rist Bruder von P. Berthold Röllin, Gries, und Vater von Walter Röllin-Berlinger, Stein; Emil Meier-Bucher, Wolhusen, Vater von Thomas Meier; Otto Rammelmeyer-Haury, Wilen-Sarnen, Vater von Karl Rammelmeyer-Schild; Ernst Burch-Emmenegger, Sarnen, Vater von Walter Burch; Ständerat Dr. Gotthard Odermatt, alt Landammann und alt Nationalrat, Sarnen, Vater von Hans-Jörg Odermatt, Zahnarzt; Anna Fallegger-Bieler, Mutter von Paul Fallegger, Lehrer in Giswil.

KOLLEGI-BÜHNE

Unsere letzten Aufführungen waren:

Mai 1967: M. Frisch: «Biedermann und die Brandstifter»

November 1967: F. Dürrenmatt: «Herkules und der Stall des Augias»

Mai 1968: C. Zuckmayer: «Der Hauptmann von Köpenik»

November 1968: G. Hauptmann: «Der Biberpelz»

Oktober 1969: C. Goldoni: «Die venetianischen Zwillinge»

Nach sovielen Komödien scheint es uns richtig, daß wir uns einem ernsten Bühnenwerk zuwenden. Seitdem Töchter auf der Studentenbühne spielen «dürfen», ist die Zahl der in Frage kommenden Stücke bedeutend größer. Nun können Werke aufgeführt werden, an die früher nicht zu denken war. Wir freuen uns, allen lieben Freunden unserer Bühne mitteilen zu können, daß wir

**in den letzten Tagen des Monats Mai
Anouilh's herrliches Bühnenwerk**

ANTIGONE

aufführen werden. Die genauen Daten geben wir in der nächsten Nummer der Kollegi-Chronik bekannt. Wir laden Sie schon heute herzlich zu den Aufführungen ein. Bereits hat Herr Adrian Hossli ein großartiges Bühnenbild geschaffen. P. Sigisbert

Personalnachrichten

Im Weinberg des Herrn

H. H. Dekan und Pfarrer *Emil Wäschle*, Ramsen, ist zum Nichtresidierenden Domherrn des Standes Schaffhausen für die Diözese Basel ernannt worden. H. H. Pfarrer *Josef Amgarten*, Seelsorger der Mariahilfparrei in Zürich-Leimbach, ist vom Bischof zum Vizedekan der Stadt Zürich ernannt worden.

Wahlen und Berufungen

Herr Dr. iur. *Hans Zumstein*, Bern, bisher im Bundesdienst tätig, ist zum Direktionsadjunkt der Interkantonalen Kontrollstelle für Heilmittel (IKS) in Bern gewählt worden. — Herr Dr. med. *Marcel Cadalbert*, bisher chirurgischer Oberarzt am Kantonsspital Chur, ist vom Zürcher Regierungsrat zum Oberarzt der Chirurgischen Klinik A des Kantonsspitals Zürich gewählt worden. — Herr Dr. med. *Guido Locher*, Spezialarzt FMH für innere Medizin, ist als Oberarzt an die Medizinische Klinik des Kantonsspitals in Luzern gewählt worden. — Mr. *Jules Gaillard* (de Saxon), Genève, a été nommé au poste d'administrateur postal auprès du CERN (Centre Européen de Recherches Nucléaires).

Militär

Herr Dr. med. vet. *Edouard Lamy*, Thun: Oberstleutnant der Veterinärtruppen. — Herr *Anton Wolfisberg*, Giswil: Hauptmann mit Kommando des Hi Pol Det 72. — Herr *Max Feistle*, Basel: Oberleutnant der Infanterie.

Akademische Examen

Das medizinische Staatsexamen haben vor Weihnachten mit Erfolg bestanden: an der Universität Bern Herr *Karl Estermann* von Hildisrieden, an der Universität Zürich die Herren *Stefan Engeler* von Zürich, *Peter Ulrich* von Olten und *Thomas Zillig* von Rapperswil. — Herr *Hanspeter Burki* von Olten hat an der Universität Bern das 3. medizinische Prope bestanden. — Herr *Pius Ziswiler* von Muri hat an der Universität Bern das Examen für cand. iur. bestanden. — Herr *Hans Eberli* von Buchs bei Aarau schreibt sich Arch.-Tech. HTL.

Vermählungen

Herr *Nikolaus Spichtig* von Sachseln mit Frl. Margrit Rosa Rohrer von Sachseln. Ihr Heim: Sachseln.

Herr *Otto Burch*, Gemeindeschreiber in Sarnen, mit Frl. Margrit Wigger von Sarnen. Ihr Heim: Sonnmattstraße, 6060 Sarnen.

Herr *Theodor von Moos* von Sachseln mit Frl. Margrit Helene Bischoff von Münchenbuchsee.

Herr *Max Spichtig* von Sarnen mit Frl. *Ottília Rita Huser* von Ennetbürgen. Ihr Heim: Papeterie, Sarnen.
 Herr *Peter Schallberger* von Kerns mit Frl. *Maria Teresa Maswidal Catalan* von Madrid. Ihr Heim: Bäckerei, 6073 Flüeli.
 Herr *Klaus Amstalden* von Sarnen mit Frl. *Agnes Christel Hohlfeld* von Langburkersdorf. Ihr Heim: Sachseln.
 Herrn *Carlo Burch* von Lungern mit Frl. *Lisbeth Rohrer* von Sachseln. Ihr Heim: Buchdruckerei, 6078 Lungern.
 Herr *Charles Maeder* von Wolhusen mit Frl. *Kathrine Braun* von Entlebuch. Ihr Heim: Rigistraße 24, 6000 Luzern.

Elternglück

Familie *Arnold und Lisbeth Feierabend-Habermacher*, Inwil: Renate.
 Familie *Stefan und Therese Engeler-Bisig*, St. Gallen: Daniel.
 Familie *Franz und Maria Kessler*, Fällanden: Oliver Thomas.
 Familie *Andreas und Annemarie Aschwanden-Gisler*, Lugano: Stefan.
 Familie *Bernard und Monique Kistler*, Bern: Catherine Monique.
 Familie *Paul F. und Erika Lienert*, Balterswil: David Johannes.
 Familie *Paul und Rita Noirjean*, Freiburg: Philippe.
 Familie *Jakob und Charlotte Keusch-Küng*, Steinhausen: Andreas Martin.
 Familie Dr. *Toni und Irène Ebner*, Lachen: Markus.
 Familie *Hans und Helen Aschwanden-Ziegler*, Seelisberg: Hans.
 Familie Dr. *Roman und Ursula Amrein-Schucan*, Binningen: Regula Maria.
 Familie *Albert und Ida Etlin-Burri*, Bassersdorf: Stephan Albert Alois.
 Familie *Bruno und Sophie Müller-Fleischlin*, Rheinfelden: Daniel-Bruno-Adrian.

Buchbesprechungen

«Mysterium Salutis»

Niemandem bleibt es verborgen, daß sich heute die ganze Menschheit in einer brodelnden Unruhe befindet. Auf allen Gebieten des menschlichen Lebens sucht man nach neuen Formen und Ausdrucksweisen. Begreiflich, daß auch der religiöse Bereich in Bewegung geraten ist. Diese Wandlungen und Umwälzungen, die oft recht unruhige Formen annehmen, zeigen sich auch innerhalb der Kirche, besonders seit den Jahren des II. Vaticanums, das sie allerdings nicht verursacht hat, sondern nur sichtbar werden ließ.

Inmitten dieser Unruhe legt uns ein Team von Theologen eine weit ausholende, auf 5 voluminöse Bände bemessene katholische Dogmatik vor. Der jetzige Leiter der Paulus-Akademie in Zürich, Professor Dr. Johannes Feiner, und Dr. P. Magnus Löhrer, derzeit Professor für Dogmatik am Anselmianum in Rom, Benediktiner von Einsiedeln, sind die verantwortlichen Herausgeber. Das Werk trägt den Titel: *Mysterium Salutis**) und weist den erklärenden Untertitel auf: *Grundriß heilsgeschichtlicher Dogmatik*. Damit zeigen die Verfasser an, daß sie in der Darstellung dieser Glaubenslehre neue Wege beschreiten wollen. Bisherige Lehrbücher haben die Dogmen zu abstrakt, zu losgelöst vom Menschen, möglichst objektiv und systematisch darzulegen versucht. Das vorliegende Werk hingegen möchte das Glaubensgut in den konkret geschichtlichen Wirklichkeiten, vornehmlich aus der Heiligen Schrift, dann aber auch aus der Tradition und der Lehre der Kirche darstellen. Sie beschreibt das Handeln Gottes am Menschen, wie es sich in heilsgeschichtlicher Schau in den Quellen der Offenbarung zeigt. Es geht also nicht um einen aus dem Leben herausgehobenen Menschen, sondern um den Menschen, der ein zur Gemeinschaft mit Gott Berufener ist, zwar ein gefallener Mensch, der am Verlust dieser Lebensgemeinschaft unsäglich leidet, aber in Christus Jesus von neuem und herrlicher zum Leben und zur Einheit mit Gott zurückgeführt wird. Im Mittelpunkt dieser Dogmatik steht darum Jesus Christus, das Wort des Vaters, das, durch seine Menschwerdung uns in allem gleich geworden außer der Sünde, im Heiligen Geist uns geschenkt wurde, um uns durch sein Wort und seine Taten, durch seinen Tod und seine Auferstehung zu neuen Menschen zu machen. Dies zeigt uns Band III, der in zwei Halbbänden erscheint.

*) Johannes Feiner/Magnus Löhrer: *Mysterium Salutis*. Grundriß heilsgeschichtlicher Dogmatik. Bisher sind erschienen:

Bd. I: Die Grundlagen heilsgeschichtlicher Dogmatik. Benziger Einsiedeln 1965, XLIII + 1034 S.

Bd. II: Die Heilsgeschichte vor Christus. Benziger Einsiedeln 1967, XIX + 1196 S.

Bd. III/2: Das Christusergebnis. Benziger Einsiedeln 1969, XI + 668 S.

Band I umfaßt einleitend die fundamentalen Erörterungen zur Heilsgeschichte und spricht von der Offenbarung Gottes in der Geschichte (Hl. Schrift) und der Antwort des Menschen im Glauben. Der II. Band handelt von Gott als dem Urgrund der Heilsgeschichte und vom Menschen, dem dieses Heilshandeln gilt. Zwei kommende Bände werden das Heilsgeschehen in der Gemeinde des Gottmenschen — Lehre von der Kirche und den Sakramenten — darlegen und den Weg zeigen, den der erlöste Mensch als Pilger zur ewigen Heimat, in der sich die Heilsgeschichte vollenden wird, schreitet.

Das vortreffliche Werk kann den Priestern wie den gebildeten Laien nur empfohlen werden. Von einigen ganz wenigen Abschnitten abgesehen, läßt es sich gut lesen. Auch die einzelnen Kapitel können für sich selbst studiert werden. Jedenfalls könnte diese neue Dogmatik viel zur Beruhigung der gegenwärtigen Situation in der Kirche beitragen.

† Dominikus, Abt

Prof. Dr. Ludwig Räber: *Bildung und Gymnasium*. Verlag Julius Beltz, Weinheim/Berlin/Basel 1969. 160 Seiten. Fr. 16.—.

Der Verfasser, ehemaliger Rektor der Stiftsschule Einsiedeln, ist Professor für Pädagogik und Didaktik an der Universität Freiburg/Schweiz und Mitglied der eidgenössischen Maturitätskommission. Er hat in seinem Buch sieben Aufsätze und Buchbesprechungen gesammelt, die er in den letzten zehn Jahren über Bildungs- und Mittelschulfragen in Zeitschriften veröffentlicht hat: Das Gymnasium von heute und morgen. Sein allgemeiner Aufgabenkreis — Die speziellen Problemkreise des schweizerischen Gymnasiums — Die Mittelschule im Spannungsfeld eines konstruktiven Föderalismus — Die Spannung zwischen «Bildung und Zeitgeist» — Zum Dialog Gymnasium-Universität — Schweizerisches Gymnasium oder amerikanische High School? — Sind unsere Gymnasien krank? Zahlreiche Literaturangaben, ein nützliches Personen- und Sachregister sowie der Text der neuen Maturitäts-Anerkennungsverordnung vom 22. Mai 1968 (MAV) ergänzen das Buch. Die Aufsätze sind mittelbar eine Auseinandersetzung mit den neuen Maturitätsvorschriften, wobei Räber zwischen den Fronten der «Konservativen» und «Progressiven» eine gemäßigte und vernünftige Mittelstellung einnimmt. Einerseits verteidigt er die bewährten Bildungswerte des humanistischen Gymnasiums, andererseits befürwortet er Neuerungen und Anpassungen an die Bedürfnisse der Gegenwart. Dabei ist sich der Verfasser bewußt, daß die notwendige Gymnasialreform nicht allein durch gesetzliche und organisatorische Maßnahmen verwirklicht wird. «Alle schulischen Probleme und Reformen stehen und fallen schließlich doch mit dem Lehrer. Hier liegt der innerste und wirksamste Ansatz

für die Reform. Zu dieser immer möglichen und absolut notwendigen Besinnung der Lehrer von heute und der künftigen Lehrer einen kleinen Beitrag zu leisten, ist der eigentliche Sinn dieser Schrift» (Vorwort). Das Buch kann allen Personen bestens empfohlen werden, denen Bildungs- und Schulfragen ein brennendes Anliegen sind.

Dr. Alfred Huber

Alfred Läßle: *Die Entstehungsgeschichte der Bibel*. Orientierungshilfen für Schriftlesung und Verkündigung. Don Bosco Verlag, München 1969. 150 Seiten. Fr. 11.35.

Alfred Läßle hat schon eine ganze Reihe Bücher als Hilfsmittel für Religionslehrer an Gymnasien geschrieben. Er versteht es ausgezeichnet, theologisch wissenschaftliche Probleme übersichtlich und klar darzustellen, Universitätstheologie für den Mittelschüler zu übersetzen. Wohl aus derselben Absicht ist auch diese kurzgefaßte Einführung in die Heilige Schrift entstanden, die allerdings einen weiteren Leserkreis erfassen soll. Da die Bibel in der Konfrontation mit der modernen Exegese für viele Christen ein Problem geworden ist, kann gerade diese kurzgefaßte, methodisch saubere Arbeit vielen Klärung und Beruhigung bringen. P. Leo

Ernst Tewes: *Schwerpunkte der pastoralen Erneuerung*. Don Bosco Verlag, München 1969. 124 Seiten Fr. 12.40.

Seit dem Konzil ist auch auf dem Gebiet der Pastoral vieles in Bewegung geraten. Es ist klar geworden, daß an der Seelsorge nicht nur die Amtspriester, sondern alle Glaubenden — Priester und Laien — beteiligt sein müssen. Seelsorge ist gegenseitiger Dienst des Heiles. Unter diesen Aspekten schreibt der Verfasser über die Pastoration in der heutigen Situation. Die Kapitel zeichnen sich durch biblisch fundierte Darlegung und durch umfassende Seelsorgserfahrung aus. Ein besonderes Lob verdient das Kapitel «Gedanken zur priesterlichen Existenz», das in seiner Sachlichkeit und Ausgewogenheit viel zur heutigen Diskussion über das Priesteramt beitragen kann. P. Leo

Redaktion: Dr. P. Rupert Amschwand. Telefon des Kollegiums (041) 85 10 22

Druck und Versand: Louis Ehrli & Cie., Buchdruckerei, 6060 Sarnen

Expeditionsgeschäfte: Dr. P. Ludwig Knüsel, Subprior, Kollegium, 6060 Sarnen

Die Kollegi-Chronik erscheint viermal im Jahr.

Bezugspreis: Fr. 7.—, Postcheck 60-6875, Kollegi-Chronik, Sarnen. Ausland Fr. 7.50

Zum guten, immer
frischen Kaffee
heißt die Adresse

Rey-Halter

Sarnen
Confiserie — Tea-Room

Gepflegte Räume
Gute Bedienung

Seehotel Bellevue

Ein Haus der Gastlichkeit
Stammlokal der St. V'er

Inhaber:
Hans Stocker v/o Jockey



Sursee BEI LUZERN